

Auf dem See

Autor(en): **Seibel, Emanuel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **40 (1936-1937)**

Heft 24

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672635>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heinrich von Strättligen.

Ein Strättliger aus der Zeit des Verfalles ragt in alle Zeiten hinein: Heinrich, der Minnesänger. Eine Spur im See, erzählen die Leute, zeigt den Weg, den er zu seiner Liebsten am andern Ufer gegangen. In einem Hause in Thun wird das dem See zugekehrte Fenster gezeigt, aus dem sie dem Sänger winkte. Bei der Chartreuse, als diese noch ein Kloster war, hätte er seine schönsten Gedichte gedichtet. Er durfte die Liebste nicht heiraten, und darob brach dieser das Herz. Ein Denk-

stein mit einem geknickten Weilchen hätte an sie erinnert. Der Weg, den Heinrich durch Spiez, das ehemalige Städtchen, ging, wurde noch in unsern Tagen von alten Leuten gezeigt.

Der Turm und alles, was noch von der Burg Strättligen übrigblieb, ist von Freunden der Heimatkunde vor weiterem Verfall geschützt worden. Im Innern der meterdicken Mauern des Turmes haben sich Fledermäuse aufgehängt. Noch besteht der Hof, in dem wohl befreundete Minnesänger ihre Lieder erschallen ließen.

Auf dem See.

Nun fließt die Welt in kühlem Mondenlicht,
Die Berge sind in weißen Dunst versunken;
Der See, der leis um meinen Kahn sich bricht,
Spielt fern hinaus in irren Silberfunken.
Doch sein Gestad erkenn ich nicht.
Wie weit! Wie still! Da schließt in mir ein Sinn
Sich auf, das Unnennbarste zu verstehen;

Uralte Melodien gehen
Durch meine Brust gedämpft dahin.
Es sinkt wie Tau der Ewigkeit Gedanke
Kühl schauernd über mich und füllt mich ganz,
Und mich umflutet sonder Schranke
Ein uferloses Meer von weißem Glanz.

Emanuel Geibel.

Der Wilderer von Guggisau.

Novelle von Paul Ulg.

Alle Tage geschieht's — mitten im Licht, im heiteren Genuß des Daseins kehrt einer sich um, als hätt' er von irgendwo seinen Namen gehört, das Lied verstummt, die Gegenwart schwindet wie ein Nebel, und das verwandelte Auge sinkt in den Abgrund der Vergessenheit. Wer stand nicht schon einmal, auf den Tod erschrocken, in ihrem Schattenreich? Wer sah je einen jener Blitze flammen, die irgendeinen Schauplatz der Vergangenheit unversehrt beleuchten, so grell und schauerlich, daß wir einen Herzschlag lang wieder alle Ereignisse jener Zeit durchleben, wobei die Gräber der Seele sich öffnen und ein Reigen anhebt von Gestalten, an die wir im Traum nicht mehr dachten? Wir erblassen über uns selbst, über die seltsame Beschaffenheit des menschlichen Geistes, der die peinlichsten Niederlagen spielend verwinden, tief eingedrungene Offenbarungen vergessen kann, als lohnte sich's nicht, ihnen einen guten Platz im Gedächtnis einzuräumen. Ein vergilbter Brief fällt uns in die Hand, ein verschollener Klang dringt an unser Ohr, ein vertrautes Gesicht taucht auf im Gedränge . . .

So ging es mir, als ich jüngst einen Richterspruch vernahm, durch den über meinen liebsten Jugendgefährten, einen gefährlichen Wilderer,

der Stab gebrochen wurde. Da schossen die Erinnerungen auch mit Riesenwellenkraft hervor und warfen mich im Nu an den Strand der Kindheit, mitten hinein in frühe Leiden und Freuden, deren Macht und Bedeutung mir freilich erst später zum Bewußtsein kamen.

Arnold Schlatter war der Sohn des Guggisauer Stadtschreibers, eines rechtschaffenen Mannes, auf dessen Andenken kein Schatten fällt, indem ich sage, daß sein Amt ihn mehr fesselte, als es für das Gedeihen seiner Familie gut war. Arnolds Mutter entsinne ich mich als einer völlig kindischen Person, die zu ihrer Menschenscheu ein verschrobenes, weltfremdes Gebaren an den Tag legte. Sie war so klein, daß Arnold sie schon im zwölften Jahr überragte, dazu machte sie sich auffallend dünn, fegte nur so an Hecken, Mauern, Geländern entlang und zeigte stets ein märchenhaftes Lächeln, wenn sie begrüßt wurde. Zwar konnte sie auch reden, doch gewiß nie mehr als zwei, drei Sätze hintereinander, dann geriet sie unfehlbar ins Stammelnd und lief kopfschüttelnd davon. Mir war sie deswegen zuerst unheimlich. Nur dank der innigen Freundschaft, die mich mit dem Sohn verband, kam ich ihr allmählich näher, und schließlich bewies sie mir sogar eine erschütternde Anhänglichkeit.